

(Nachdruck verboten.)

13]

## Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Jahnke.

Berlin mit all seinen bitteren Erfahrungen lag hinter mir wie ein böser Traum. Und der Herbststurm rauschte durch die kahlen Eschenbäume im Dünenpark, und der Schnee legte sich auf die frierende Erde, weich und warm, süßlich, meterhoch. Da machte ich mich für eine Stunde frei. Ich fühlte, daß ich das Leben nicht länger ertragen würde. Durch den hohen, hohen Schnee bin ich mit der armen, halbgelähmten Frau gegangen, um die Räumlichkeiten in einem Sommerpensionat zu besichtigen, das wir in der nächsten Saison übernehmen wollten.

In dieser Zeit erschien es mir wie eine Unmöglichkeit, mich jemals von meiner Mutter zu trennen. Himmelschreiende Grausamkeit wärs gewesen.

Und sie, die schwache, verlassene Frau, klammerte sich mit ihrer ganzen Seelenkraft an das Kind, von dem sie eine Hilfe für das Alter erwartete, das sie liebte mit der zitternden, selbststischen Liebe des nahenden Greisentums.

Als der Sommer kam, gab ich die letzten Privatstunden auf.

Eine große Freude war mir inzwischen zu teil geworden. Ich hatte meine Gedichte an Familienblätter verschiedenartigsten Genres eingeschickt, und ich — wurde gedruckt, — ach Du: ich wurde gedruckt!

Dies Bewußtsein war überwältigender noch, als der erste selbstverdiente Taler es gewesen war! Ich ging wie im wachen Traum umher und deklamierte meine Verse leise vor mich hin.

Und hatte gar keinen Grund, so stolz zu sein! Der Fleischer schickte jetzt schon wöchentlich seine kleine Rechnung — und all' die schönen gedruckten Gedichte hatten mir keinen Pfennig eingebracht.

Nicht einmal ein Pfund Karbonade konnt' ich bezahlen mit all' meiner Poesie.

So mußten wir denn doch in das Sommerpensionat. Trotz des geheimen Grauens, das mir dieser Wechsel meines Lebens einflöste.

Im ersten Jahre hatten wir eine gute Köchin engagiert, und auch die Einnahme war gut, da sich die Saison vorzüglich anließ. Im Winter hatte ich ebenfalls Gelegenheit, für unseren Unterhalt zu sorgen. Ich hatte auf Grund der von den Klassenlehrern meiner ehemaligen Schüler mir ausgestellten Zeugnisse eine Anstellung als Hilfslehrerin in der Volksschule erhalten.

Auch das ist mir nicht leicht geworden, dies Unterrichts-erteilen in überfüllten Klassen. Ich habe nicht strafen können, Liebling, und jedes harte Wort tat mir am wehesten. Aber der Fleischer konnt' bezahlt werden.

Und dann im nächsten Sommer — hätte ich mich beinahe verlobt.

Hab' ich Dir schon erzählt von dem kleinen Gymnasiallehrer aus Posen, Seele? Er war bei uns in Pension, — und am dritten Tage wußte ich, daß er mich lieb hatte.

Ein Unwetter, wie ich noch keins erlebt, hatte die ganze Nacht getobt. Die Blicke tauchten den schweigenden Garten in eine schimmernde, blaue Flut, und der Donner schmetterte seine furchtbare Predigt von Zerstörung, Tod und Vernichtung in gellenden Lauten auf die Häupter der Menschen herab. Und sie lagen mit den Stirnen im Staub, bebend, wimmernd und flehend zu der höchsten Nacht um Gnade, um Errettung.

Aber alle Knospen, die da keimten, tranken die stürzenden Fluten mit unsäglichem Wohlgefühl.

Ich wagte mich hinaus in die Lohse. Denn lichte Lohse war die ganze Welt. Ich schritt durch den flammenden Garten und hörte während des Inisterns des Krachens um mich her die Feuerlöden von den Türmen lärmern. Ich sah den Feuerchein am Horizont aufschlagen, sah von den Masten der Schiffe drüben im Hafen die lodernde Flagge wehen.

In allen Dörfern ringsum hatte der Blitz gezündet. Die Mastbäume hinab war er gefahren wie ein ringelnder Schlangenleib.

Und ich hatte — seit jenem Blitzschlag in Berlin zum erstenmal wieder — die Schauer des Triumphgefühls inmitten der Raserei der Naturkräfte gespürt.

Am andern Morgen war der Himmel rein. Mit zwei großen Körben am Arm ging ich zum Einkaufen auf den Wochenmarkt. Da kam der kleine Gymnasiallehrer hinter mir her. Ich fühlte seine Nähe, bevor ich ihn sah; aber ich blickte mich nicht um.

„Fräulein Wilma, sind Sie wohlbehalten? Das war ein Wetter in der Nacht! Ich habe mich geängstigt um Sie!“

Halb erstickt kamen die Worte aus seiner Kehle. Die kalten, kalten Worte! Aus seiner Seele aber züngelte der Blitz.

Mit einem freundlichen Lächeln drehte ich mich zu ihm herum und sagte mit leicht bedeckter Stimme:

— „Und ich habe die ganze Nacht an Sie gedacht —“

Sieh mich nicht so strafend an, Du Liebling! Eine bewußte Lüge war das nicht. Ich hatte wahrhaftig in dieser Wetternacht an den kleinen, sympathischen Menschen im Nebenhause gedacht, der so lieb von seiner alten Mutter und von seiner Schwester zu plaudern wußte, die er mit seinem knappen Lehrgeloh zu versorgen hatte.

Die Art und Weise aber, in der ich ihm das sagte, der Zweck, den ich dabei verfolgte, der stempelte mich zur Lügnerin!

Heraus aus der Enge, aus der Dede heraus wollte ich — um jeden Preis!

Ich liebte den Mann nicht, und dennoch hätte ich ihn gern geheiratet. War doch die Heirat die einzige standesgemäße Zuflucht für mich! Und kein Franz Leonhard durfte an mich herantreten mit seinem gleichenden Lächeln, sobald ich den goldenen Ring trug! Und dieser Mann war lieb und gut, war wie Wachs in meiner Hand.

Das fühlte ich.

So wurde ich kofeit. Ich ging mit ihm spazieren in den schattigen Strandwäldchen meiner neuen Heimat; ich fuhr mit ihm auf schwankendem Bretterboden durch die tobenden Wogen des baltischen Meeres.

Am vorletzten Tage seines Aufenthaltes hab ich sogar meine kleine Cousine, die meine getreue Begleiterin war, vom Strande heimgeschickt, weil ich allein mit ihm sein, weil ich eine Erklärung aus ihm herauslocken wollte.

O Du: Gott hat mich bewahrt. Derselbe Gott, der Dich an mein Herz geführt hat!

Todunglücklich wäre ich geworden mit diesem weichen, guten Menschen. Das weiß ich jetzt.

Die Schwüle des ungesprochenen Wortes lag zwischen uns an jenem Tag. Wir standen Hand in Hand an Bord des Dampfers und verfolgten den Flug der Möven hoch über unserem Haupt. Und unsere Gedanken flogen rascher und flatterten ängstlicher als die Boten des Sturmes.

Fühlst Du die Bretter schwanken?  
Schon brandet dumpf das Meer.  
Am Horizonte lagern  
Die Wolken schwül und schwer . . .

Ja: Wogen und Blitz und Stürme!  
Wie wird so froh zu Mut:  
Ich führe mit Dir zusammen  
Durch die wildeste Flut!

Ueber Wogen und Blitz und Stürme hinaus flogen unsere Gedanken in ein enges, trauliches, dämmerungsumspinnenes Zimmerchen. Da flackerte das Kaminfeuer hell auf, und ein Mann sah da im gepolsterten Lehnstuhl, ausruhend von des Tages harter Last. Mit friedetiefen Blicken sah er in die wogende Flut. Und ein Weib trat zu ihm und bot ihm den wärmenden Trank in kunstvoll getriebener Schale und bot ihm den Mund mit seligem Lächeln zur Labe dar.

Und die Schale war ein Hochzeitsgeschenk. Ja, Du: eine Hochzeit mit Myrtenkranz und Tüllschleier, mit Brautjungfern in rosa Tarlatankleid und künstlichen Granatpuffs im hochtoupierten Haare hab' ich mir damals erträumt! Ich habe sogar an den Brautwagen und die Lendementoilette gedacht. Ob der kleine Gymnasiallehrer auch an den Hochzeitstrad und den Myrtenstrauß im Knopfloch gedacht hat? — Gott weiß es allein!

Als aber das Schiff von der kurzen Vergnügungstour zurück dem heimatlichen Ufer näher und immer näher kam, da sog er den Atem aus tiefster Brust empor und sagte:

„Fräulein Wilma, ich muß nun heim —“  
Sein Blick ging über mich hin, bange fragend, irrend fast.

„Warum müssen Sie?“

„Die Pflicht. Zum erstenmal die harte Pflicht. Aber —“  
und mit festem Druck legte seine Hand sich um die meine —  
„ich komme wieder, sobald ich ein freier Mann geworden bin.“  
Das war ein Eid, von seiner Seite. Mir wollte er keine  
Fessel um den Arm legen, als er ging —

Ich habe drei, vier Jahre lang gewartet auf seine Wieder-  
kehr. Ich habe zwei, drei Jahre lang geweint um meinen  
Sommertraum.

Ich habe diesen Mann nicht geliebt, aber an meines  
Lebens Horizont hat er gestanden wie die Fata Morgana  
der Wüste.

Und als die Jahre gingen und kamen und er nicht wieder-  
kehrte, da — ach Gott, Du, da . . .  
Als er wiedertam, war es zu spät.

Du, ich habe Sehnsucht nach Dir. Eine rasende, fiebernde,  
schütternde Sehnsucht habe ich.

So stark und gewaltig, daß sie mich fast nicht schreiben  
läßt.

Was soll ich Dir auch schreiben? Wie soll ich Dir den  
blassen, kühlen Zukunftsraum meiner vierundzwanzig Jahre  
schildern in dieser flammenden Herbstabendsonnenpracht?

Die Lügen, die da sagen, daß die heißeste Blut in der  
Zugend loht. Die heißeste Blut ist ein vollbewußtes, reifes,  
rasendes Verlangen, das alle einengenden Fesseln zerfprengt.

Und die Jugendliebe? O, die Jugendliebe, Du! Das sind  
Phantome, blasser Schatten, die nicht Blut und nicht Leben  
haben, die ganz Ahnung sind, ganz Stimmung nur: eine  
Kisarbene, bleiche, fezzionistische Frühsummerabendstimmung.

Und all ihre Formen sind verzerrt.

Ueberschlante, gespensterhafte, sehnsuchttränke Gestalten  
sind es: die heben ihre müden Arme in den sterbenden Himmel  
empor, und ein feiner blauvioletter Flor legt sich leise, leise  
und lautlos über das erste, knospende Grün.

Das ist noch alles Träumen und Ahnen nur, ein Träumen,  
dessen Erfüllung niemals kommen wird, — so eine müde,  
sterbensjelige Glückahnung. Ein Hauch von Reif weht durch  
die Dämmerung.

Du aber: mein Leben, mein Fleisch und mein Blut —!  
Hast Du den Septemberhimmel gesehen in seiner  
fiebernden Blut? Den Septemberhimmel über dem Meere?

Tief unten flutet das Leben. Es flutet, Seele, es wogt  
nicht. Alles ist still; ein leises, ruhiges Atmen hebt die See.  
Ein befriedigtes Atmen. Sie hat sich ausgetobt an diesem  
leuchtenden Tage — und sie weiß, was kommen wird.

Sie weiß, was kommen wird.

Sie braucht ja nur die Augen aufzuschlagen, sturmdunkel,  
Du, und sehnsuchtief —

Und sie sieht geradeaus in den lodernden, flammen-  
gepeitschten Himmel über sich.

Leg' Deine Hand auf meine Brust — und sieh:

Weithin über der atmenden See dehnt sich die Ferne.  
Die Ferne, die Dir und mir erschlossen ist. Granitene Felsen,  
sturmtrozig, titanengewaltig türmen sich hochauf — bis über  
die Wolken empor. Auf diesen Felsen bauen wir unser  
Schloß.

Und siehst Du, wie es wächst? Schlanke Säulen streben  
aus felsigem Grunde empor, und goldene Kuppeln wölben sich  
über dem marmornen Unterbau.

Wände aber, die uns decken könnten, Wände, die unser  
Glück umschließen, die uns begraben wollen, die siehst Du  
nicht?

Zwischen den Marmorsäulen hindurch schauft Du gerade  
in den Himmel.

Der flammt wie lauter Blut. Oder wie lauter Feuer.

O Blut und Feuer, Du — das hätte der Himmel  
nicht?! —

Doch! Falte nicht so fromm die Hände. Frieden ist der  
Tod. Blut und Feuer hat der Himmel!

In gewaltigen Flammen loht es empor. Und Du, der  
Du aus dem Feuer stammst, Du willst das himmlische Element  
nicht erkennen?

Wirf das Alltagsgewand ab! Stehe nackt da als ein  
Mensch in diesem wundervollen Sonnenuntergang!

Denn sie kommt, die Nacht.

Und weißt Du noch, was Du mir einst gesagt?

Du sprachst zu mir mit den Worten eines Gewaltigen:

„Wie das Weib dem Mann gegeben

lieblich zur Gespielin war,

Ist die Nacht das halbe Leben —

Und die schön're Hälfte zwar.“

Und nun hebe die nackten Arme in diesen Sonnen-  
untergang empor! Erwarte den Blitz! —

Das ist keine müde, sehnsuchtblasse Ahnung mehr.

Das ist Erfüllung.

Die Garben ruhen in der Scheuer, und die junge Saat  
ist geäet.

Mag denn der Winter kommen. Die Ernte ist uns ein-  
gebracht.

Und in der Blut dieses Herbstsonnenunterganges soll ich  
Dir reden von meinen bleichen Hoffnungen? —

Ach, Du: wir sind auf Erden. Und der kleine Gymnasial-  
lehrer aus Posen hat keinen Schatten geworfen in mein  
Leben.

Und dennoch hat auch er einen Teil zur Erfüllung meines  
Daseins beigetragen.

Er hat zum erstenmal den Gedanken in mir erweckt an  
Mannesliebe und Mutterjeligkeit.

Ja, Du: damals hab' ich daran gedacht, wie süß es sein  
müsse, am eigenen Herde zu walten als Herrin des Hauses.  
Eine treue Seele zu haben, der ich alles sagen und alles an-  
vertrauen dürfte. Ein Kind zu hegen und zu Herzen — und  
einen Menschen aus ihm zu erziehen!

Aus den immer fester sich schlingenden Banden des Alters,  
aus Mutterarmen sehnte sich die Jugend hinaus auf ein Feld,  
das sie beackern und besäen konnte nach Gottes Beheiß.

Des Gottes, der in ihr wohnte . . .

Und das war nicht der Christengott, der auf dem Altar  
seine gemarterten Arme in die stummen Lüfte streckt.

Ja, Du, ich habe geträumt von einem bürgerlich geordneten  
Haushalt. Und ich habe mich damals gesehen, im Junge-  
frauen-Kapottehütchen und im hellen Seidenleid an meines  
Mannes Arm durch die Straßen gehen, begafft und beneidet  
von meinen Altersgenossinnen, denen kein Erlöser aus Posen  
gekommen war, ich habe mich bürgerlich-behändig in einer  
Fensterische sitzen gesehen, meines Mannes Strümpfe stopfend  
und meinem Jungen die erste Deklination überhörend:

mensa, mensae, mensae, mensam.

Aber da war eine alte Mutter und eine unberorgte  
Schwester um ihn. Er konnte kein mittelloses Mädchen  
heiraten. Und ich konnte nicht warten auf seiner Mutter Tod.

Mein Lieb! Wenn ich glaubte an einen Gott, der unsere  
Schicksale nach seinem großherrlichen Willen lenkt, so würde ich  
heute in die Kniee sinken und in den flammenden Herbst-  
himmel hinauf jauchzen: „Dank Dir, Höchster, daß Du mich  
bewahrt hast! Schöpfer, Erhalter, Vernichter, tausendfachen  
Dank Dir!“

Aber ich glaube nicht an die Willkür.

Und deshalb fasse ich heute Deine Hand und jauchze  
Dir zu:

„Schöpfer, Erhalter, Vernichter! Der Himmel loht, und  
der Winter kommt! Und weißt Du auch, Allwissender, daß  
wir rot loderndes Blut in den Adern haben, das flammt und  
pocht und fordert in rasendem Takt . . . und daß der Winter  
auch für uns kommen wird, wie für alle, für alle . . .?“

Und der Blitz fällt. In der schweigenden, schwülen  
Septembernacht —

Und die Jahre gingen und kamen. Aus dem Schnee er-  
wachsen Veilchen, und die Grysantemen brach der Sturm.

Im Sommer stand ich am Herde und kochte für die Vielen,  
die da Genesung suchten in den Fluten der Coole, im Frisch-  
hauch der See.

Im Winter tat ich nichts . . .

Ich lag im Bette, bis die Sonne in mein Zimmer schien.  
Und sah in den blassen Himmel hinauf oder starrte in den  
wirbelnden Schnee . . .

Der Schnee war mir lieber als die Sonne.

Der deckte wenigstens all' das zitternde, frierende,  
kümmerliche Leben mit seinem schönen weißen Laken zu, so  
daß man den trostlosen Todeskampf nicht zu sehen brauchte.

Und in einem der vielen Spätsommer, die ich in unserem  
Pensionat verlebte, kam Marie. Sie kam mit ihrem Manne,  
um im Soolbade Kräftigung zu suchen.

Die Jahre hatten eine duldsame, blasser Frau aus ihr  
gemacht, so wie ich ein alterndes, blaßes Mädchen geworden  
war.

Ihr Mann war Geistlicher.

Ich sagte es Dir schon: der junge Vikar aus ihrem Heimat-  
dorf, der ihren Vater in seinem letzten Lebensjahr ver-  
treten hatte.

## Die Schmerzreichen.<sup>\*)</sup>

Das erste Kindchen war ihnen gestorben; dann hatte sie zweimal Fehlgeburten gehabt, die ihr die Frische von den Wangen genommen und den Glanz in den Augen gelöscht hatten. Und nun wollte ihr Mann so gerne einen Sohn haben, einen Erben . . . .

Er wollte noch mehr. Die frante Frau hielt zitternd meine Hand, und der alte, süße Schimmer wollte noch einmal in ihren Augen aufglänzen, als sie draußen in der dunkel umbuschten Jasminlaube zu mir sprach, mir das Elend ihrer Ehe enthüllte.

Er wollte noch mehr: Befriedigung. Eine volle Befriedigung seiner starken Sinnentriebe. Eine Befriedigung, die er als Geistlicher außerhalb der geordneten Bahnen nicht suchen durfte, und die er nun suchte bei dem blassen Weibe, das sich, zitternd vor seiner Gier, in die entferntesten Ecken ihrer ehelichen Wohnung flüchtete . . . .

Ihren Gatten zu gehorchen, war ihre „Pflicht“. Und sie wäre kein braves, christliches Eheweib gewesen, wenn sie sich ihm verweigert hätte.

„Nimm die Faust und schlag' ihm ins Gesicht!“ schrie ich auf.

Da erlosch der flüchtige Schimmer in ihren vergrämten Zügen. Ein scheuer, gehehrtet Blick slog an mir vorbei . . . .

„Sei still, sei still,“ hat sie leise. „Du verstehst es nicht. Wilma; o Gott, das verstehst Du nicht!“

„Doch,“ sagte ich empört. „Ihr wollt nur nicht verstehen. Laßt Euch ansaugen bis auf den letzten Tropfen Blut! Mit den Nägeln wehr Dich, wenn es nicht anders geht!“

„Der Skandal, Wilma, — und — und siehst Du: ich würde ihn aus dem Hause treiben!“

Nun kam mir ein Lachen in die Kehle. Ich schluckte es aber hinab. Da gab es keine Hülfe mehr.

Die Soole hat denn auch die erhoffte Wirkung gehabt. Marie hat einem Knaben das Leben gegeben nach neunmonatlicher Frist.

Und nach abermals Jahresfrist einem Mädchel.

Und nach abermals Jahresfrist ist sie gestorben.

An Entkräftung, an allgemeiner Auflösung. Sie hat noch einmal an die See gewollt, die ihren ersten Mädchen träumen ein so süßes Lied gesungen. Aber die Aerzte haben sie nach Franzensbad geschickt.

Aus dem Böhmerlande kam sie als eine Sterbende heim.

Und fern in Schlesien lebt ein kleiner Junge, für den mein Name als Schutengel in das dickeleibige Kirchenbuch eingetragen steht. Ich habe Mariens Sohn noch nie gesehen. Wenn aber mein Weg mich einmal an Kriebitzs Gebiet vorbeiführen sollte, so will ich einen Weidenstrauch auf das Grab der Frau legen und dem Knaben weich, wie mit mütterlicher Hand über das blonde Haar streichen.

Ehe noch Marie hinüberging, hatte ich einen Anderen zu Grabe zu geleiten: Abrecht.

Sie sagten, er sei am Säuserwahn gestorben. Sie brachten ihn in die Heimat seiner Frau und begruben ihn auf dem Dünensfriedhof am Ostseestrand.

Hinter einem blätterlosen Dornestrüpp, am Wege stand ich, als sie ihn vorbeitragten. Militärmusik voran! Dann ein lorbeerbesäumter Sarg, von dem lange weiße und schwarze Atlaschleifen herabwallten . . . und das alles: die Trauerspigen, die Atlaschleifen, die Kreppschärpen und Lorbeerkränze, raschelten und flatterten und flogen im schneidenden Oktobersturm.

Und all die Jahre, die ich durchkämpft oder vegetiert hatte, verwehten wie die Blätter von dem Eichenbaum über mir. Als habe eine Fee mich mit dem Zauberstabe berührt, so dünkte mir's: ich war ein fünfzehnjähriges Kind geworden.

Ich hätte die Reihe der Leidtragenden durchbrechen, hätte mich auf den Sarg stürzen und den Toten herausreißen mögen an meine heiße, verlangende Brust; in die Ohren, die nicht mehr hörten, hätte ich ihm schreien mögen:

„Du, ich habe Dich geliebt! Warum hast Du es nie gewußt?“

Ach, ich war so zahm geworden, daß ich derlei Unschildliches nicht tat; ich griff nur heimlich in das Dornestrüpp und riß mir die Finger blutig. Das sah niemand, — das durfte ich tun.

Dann ging ich heim. Ich hatte meine Kinderliebe begraben.

Ein lautes, jammervolles Klagen drang zu mir, wie vieler Bogen wilder Klang.

Aus weiter Ferne kam es zu mir her, als trübs auf weißem Wellenschau'n das Meer;

tief aus dem Boden stieg es himmelwärts, aus Mutter Erdes riesengroßem Herz;

die ganze Welt schien voll davon zu sein, die Luft rings um mein einsam Kämmerlein;

mit Schatten drang es ein und Sturmeswehen, vor Angst und Schreden glaubt ich zu vergehen;

und jene Stimme, die im Sturmwind sprach, klingt ewig mir in tiefster Seele nach.

„Das Kind empfangen freudlos wir, verzagt, das Mütter träumend schau'n in Lilienpracht.“

Im Schoße trugen wir die Kreatur mit Mühsal, Hunger, Angst und Sorge nur.

In Kammern ohne Luft, hoch unterm Dach, im Reisfeld, wo Malaria lauend lag;

in Fluren, wo voll grauer Majestät die Pellagra mit irren Augen geht,

an Orten voller Sklaverei und Not, wo wir um Kraft und Mut gefleht zu Gott,

und uns, erliegend, nur ein Fleh'n durchbricht: „Nimm uns das Kind, o Gott, noch eh es lebt —.“

„In krankem Mutterschoße trugen wir armsel'ge Wesen, nur zum Weinen hier,

das Blut aus unsern Adern, matt, verbläht, erhielten sie, und untrer Ketten Last.“

Gern wären wir am Tag für sie bereit; doch ist der Tag kurz, lang die Arbeitszeit;

der Lebensunterhalt hält uns mit Krallen fest, indes die Strahe uns das Kind verderben läßt.

Uns Müttern drückt nur Sorge das Gemüt, an ros'gen Wiegen singen wir kein Lied;

sing' du, damit die Welt zum Mitleid auf sich rafft von dieser Marterqual der Mutterschaft! . . .

„Du, die mit der gefallnen Brüder Blut du schreibst, beseest von der Empörer Blut;

du, deren Kühnheit Trost dem Schicksal hot, besing' den Schmerz, der stärker als der Tod.“

Erinnre dich, erinnre dich; solch Leid trug deine Mutter in vergangner Zeit.

Erinnre dich, erinnre dich; dein Schrei gleich dem des Vogels aus dem Waldnest sei;

dem Volke gleich, das einbricht in die Schlacht, der Flamme gleich, die einen Wald entfacht;

kein Heil gibt's, ruf der Welt es zu voll Kraft, wenn so erniedrigt ist die Mutterschaft! . . .“

Sie schwiegen, — doch wie unterm Himmelsdom, Dem sternlosen, braust ein wilder Strom.

so stürmisch rauschend noch die Luft durchdrang der Klagen und der Seufzer Widerklang.

O, so lang noch in schwachem, ird'ischem Kleid mein Innerstes ergläht bei fremdem Leid,

bei jedem Pulsschlag düst'rer Lebensqual, in Gegenwart und Zukunft, überall

hör ich der Klagen endloses Gestöhn, der Schwesterseelen unerhörtes Flehn,

und immer tönt im Herzen mir der Schrei, voll Vorwurf und Verzweiflung: Steh' uns bei! . . .

\*) Aus dem soeben erschienenen Buche: „Mutterschaft Gedichte von Uda Regri. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Zahn. Berlin. F. Fontane u. Co. Geh. 3 M., geb. 4 M. — Ein schönes Buch, dem wir viele, recht viele Leser wünschen.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines Feuilleton.

— Das „Pferde-Ei“. Zu der Zeit, als das hüllige Köln noch eine Universität im alten Stil hatte, also vor 1801, war das Dorf Leuscheid an der Sieg wegen der tüchtigen Geschichten seiner Bauern ebenso bekannt im Rheinland wie Schilda, Schöppensiedt und Lalenburg. Leuscheid der Anschlags war eine in der ganzen Gegend geläufige Bezeichnung für recht unsinnige Handlungen. Einer interessanten Sammlung von „Leuscheider Afschlag“, die Christ. Bierz im 4. Heft der „Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde“ mitteilt, entnimmt die „Kölnische Zeitung“ folgenden Streich, den ein Kölner Student einem Leuscheider Bürgermeister gespielt hat, der nach Köln auf den Markt gekommen war. Auf dem Alten Markt sah das Oberhaupt der Leuscheider Gemeinde einen großen Kürbis. Da ihm dies eine unbekannte Erscheinung war, fragte er einen Studenten, der zufällig da stand, was das wäre. Der Student sagte, das wäre ein Pferde-Ei, wenn das richtig ausgebrütet würde, beläme man ein Füllen; das Ausbrüten aber habe seine Schwierigkeiten, an dem Abhänge eines möglichst steilen Berges müsse man drei Wochen lang auf diesem Ei sitzen. Der Bürgermeister war ein großer Pferdeliebhaber und wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, bald ein schönes Füllen zu bekommen. Er kaufte daher für vieles Geld das vermeintliche Pferde-Ei, brachte es mühsam nach Hause, wählte an einem Abhänge eine passende Stelle aus und gab sich dem Brutgeschäft hin, indem er sich auf den Kürbis setzte. Mit großer Geduld hielt er aus Tag und Nacht, ließ sich Essen bringen und sich überhaupt durch nichts stören. Der ungewohnte Sitz wurde ihm aber schließlich sehr unbequem; er erhob sich deshalb, um sich etwas besser zu setzen. Dabei aber geriet der Kürbis ins Rollen und lief den Berg hinunter. Der Bürgermeister lief ihm nach, um sein Ei wiederzuholen. Da sprang plötzlich ein Hase, der durch den Kürbis aufgeschreckt worden war, eiligt davon. Der Bürgermeister aber dachte, es wäre das Füllen aus seinem Pferde-Ei und rief: Hans da, Hans da, kennst du Beng Moder (Mutter) net mieh! —

### Literarisches.

e. Die Märchenammlung, die Leo Berg unter dem Titel „Deutsche Märchen des 19. Jahrhunderts“ bei Hüpeden u. Merzbn (Berlin) herausbrachte, verfolgt einen ganz bestimmten Zweck. Sie will nicht, wie viele Zusammenstellungen gleicher Art, eine beliebige Anzahl ausgewählter Stücke aus der Märchenliteratur zu einem äußerlichen Ganzen vereinigen. Leo Berg unterzieht sich der interessanten Aufgabe, die Entstehung, den Charakter des modernen Märchens in seiner Auswahl zu skizzieren. Es ist dies beinahe eine wissenschaftlich-kritische Arbeit, die für später dauernden Wert behält.

Berg hielt sich vor allem an die guten Namen, bei denen wir sicher sind, Originelles zu finden. Er wollte nicht durch Fülle und Buntheit verblüffen. Der Faden, der sich durch das Ganze zieht, sollte immer sichtbar bleiben. Reizvoll steht dieser Straffheit des inneren, logischen Gedankens die Fülle der Geschehnisse, die bunte Schönheit des Erlebens gegenüber, die in den einzelnen Märchen sich vor uns wie ein farbenprächtig gewebter Teppich mit tiefen, bedeutungsvollen Bildern ausbreiten.

Wierzehn Märchen. Von Wieland, Goethe, Benzels-Sternau, Kobals, Ziedl, Arndt über Gotthelf, Hebbel, Blaten, Hoffmann, zu Musäus, Hauff, Immermann, Brentano. Von jedem eine volle Probe, charakteristisch den Ton anschlagend, der bedeutungsvoll klingt, um, sich dem Ganzen einfügend, das Gesamtbild so abwechslungsreich zu gestalten. Fröhlich gestaltendes Fabuliertalent, das ein Erlebnis auspinnt in allen Details und launigen Erörterungen. Fantastische Szenarien und Gedankengänge, denen ein spulhaftes Wesen anhaftet. Panttheistische Ergüsse, die im Einzelschild ein Symbol des großen Weltwunders erblicken. Dazwischen das gewöhnliche romantische Nittermärchen, die satirische Lebensbetrachtung, Traumstücke, die vom Leben berichten — das alles zu einer leuchtenden, glühenden Kette aufgereiht, in schöner, marianter Fassung, so daß uns in diesem Abbild das Werden der Kultur des 19. Jahrhunderts verkleinert entgegentritt. Und so erhebt sich über dem wissenschaftlichen Wert der poetische Zweck. Das Buch ist vorzugsweise für Erwachsene bestimmt, die seinen Wert erst ganz werden übersehen können. Aber da es ja hinreichend Märchenansammlungen für die Kinder gibt, mit Illustrationen und buntem Schmuck, woran die jungen Gemüter sich erfreuen, so mag es angebracht sein, in einer vornehmen Publikation den tiefen, künstlerischen Gehalt des modernen Märchens einmal den Erwachsenen zu unterbreiten und damit auf diesem bisher noch wenig erforschten Gebiete Klärung anzubahnen. Alle unsere großen Dichter haben sich auf diesem Gebiet versucht und füllten sich frei von den Banden der gesetzmäßigen, nachrechnenden Vernunft, wenn sie lustig und guter Dinge fabulierend ins Märchenland ritten, und jeder offenbart hier seinen Charakter, seinen Stil, seine Anschauung, seine Welt. Damit bahnt Berg auch zugleich den Weg zu der modernen Märchendichtung, für die der Sinn bei uns wieder neu erwacht. Er gibt damit eine feste und gesunde Grundlage, und von diesem Standpunkt, dem Standpunkt neuschöpferischer Zukunft aus, die zu neuen Zielen fortgeschreitet, ist der Wert der Publikation sehr hoch anzuschlagen.

Dem alten Volksmärchen stellt sich so das Kunstmärchen gegenüber. In den Volksmärchen finden wir all das erkaltete, was den

Rest des Ueberkommenen in Sage, Geschichte und sonstiger vollkommener Eigentümlichkeit darstellt. Im Kinde ersticht diese alte Welt immer wieder von neuem. Und die Landbevölkerung und die alten Frauen pflanzen diese alten Traditionen, die vom Volksmärchen ins Kindermärchen hinübergerettet werden, fort.

Das Kunstmärchen bedient sich dieser früheren Geschichten als Material, als Stoff. Es fornt aus dem Alten ein Neues. Wir bergreifen in diesen Schöpfungen auf reale Gültigkeit und tauschen dafür eine höhere Wahrheit ein.

Wenn wir näher zusehen, schlummert überall dieser Märchengeist. Fremde Gegenden, in denen wir die Ereignisse spielen lassen, der Orient z. B. und Griechenland, die Vorstellung fremder Rassen, haben an und für sich schon eine Tendenz zum Märchenhaften.

Auch drücken wir mit unserer Hinneigung zum Märchen so etwas wie eine Philosophie aus, eine Ueberlegenheit, ein Zugeständnis. Wir dünken uns nicht so unendlich weit gekommen und meinen, tiefe Dinge lassen sich in so anschaulicher Form sagen, daß auch das einfachste Gemüt sie versteht. Darum verlangt gerade die Meisterhaftigkeit im Märchen eine Freiheit der Bewegung, wie sie nur den größten Gestaltern gegeben ist.

So spricht sich in dem modernen Märchen oft ein kulturelles Befremdnis aus, eine Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur. Es entstehen die Idyllen und die utopistischen Romane, die in kühnem Fluge vorzunehmen, was der langsame Gang der Wirklichkeit versagt. So haben wir auch technische, naturwissenschaftliche Märchen und das innerste Sehnen der Zeit spricht sich hier aus. Indem die Entwicklung unseres Zusammenlebens in die Tierwelt verlegt wird, entstehen die Tiermärchen, die zur Satire und ironischer Darstellung der menschlichen Gesellschaft benutzt werden. So dreht sich denn hier der Spieß um und das Märchen setzt sich selbstherrlich auf den Thron, gegen die Natur, um deren wirkliche Gesetze es sich nicht kümmert.

So finden wir auf diesem Gebiete reiches Material zur Verwendung. Das moderne Kunstmärchen ist mannigfaltiger als das Volksmärchen, da ihm mehr kulturelle Möglichkeiten und künstlerische Mittel zur Verfügung stehen. Das innere und äußere Leben ist mannigfaltiger geworden. Aus dem Grunde des Volksmärchens ist ein vielverzweigter Baum erwachsen. Hier sind aber all die alten Kräfte noch lebendig, nur benutzter, reifer, geklärt worden als sie es früher, in der Zeit der anfänglichen Volksgestaltung waren. Dumpfe Sehnsucht wird zur Klarheit. Aus dem Sichversenken in tote Kulte und vergangene Geschichtsperioden entwickelt sich der Drang, der in die Zukunft weist. Der alte Erzählertrieb entfaltet in neuen Mitteln seine Verführungskünste. —

### Humoristisches.

— Rebanche. Gattin: „Denk Dir, der Hausherr hat unsere Wohnung um jährlich hundert Mark gesteigert.“

Arzt: „Nacht nichts, der Bronchialkatarrh, den ich bei seiner Frau behandle, wird von jetzt ab einfach chronisch.“ —

— Im Zeitalter der Denkmalswut. Serenissimus: „Die Krüppelpastete ist ausgezeichnet, — man setze dem Leibloch dafür ein Denkmal!“ —

— Auf einem Dzeandampfer. „Nun, Herr Meyer, wie geht es? — Schon gefrühstückt?“  
„Ach nein, gefrühstückt habe ich nicht — im Gegenteil!“ —  
(„Meggendorfer-Blätter.“)

### Notizen.

— Von dem Verlag Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart ist uns zugegangen: Peter Rosegger. Ein Charakterbild von Theodor Kappstein. 335 Seiten. Mit einem Bildnis Roseggers, 7 Abbildungen und einem Manuskript-Faksimile. Preis 5 M., gebunden 6 M. —

— „Der undankbare Sohn“, ein Einakter von Georg Girschfeld, wird im Januar am Hoftheater in Stuttgart die Uraufführung erleben. —

— Max Martersteig dürfte am 1. August 1905 die Leitung der beiden Kölnener Theater übernehmen. Die Zustimmung der Stadtverordneten zu dem Antrag der Theaterkommission steht allerdings noch aus. —

— Paris erhält eine Vollsoper. Das Gebäude wird vier Millionen Franken kosten und 4000 Plätze haben. Eigentümerin des Hauses wird die Stadt Paris, die auch für die Unterhaltungskosten aufkommt. Dreimal in der Woche werden Vorstellungen mit der Truppe und den Dekorationen der Komischen Oper veranstaltet. —

— In Dresden soll die berühmte Käferammlung des verstorbenen Entomologen v. Hopffgarten zum Verkauf gelangen. Sie enthält 14 000 Arten, darunter 100, die nach Hopffgarten benannt sind. —

— Das älteste Gasthaus in Deutschland dürfte „Der Löwe“ zu Adorf im Vogtlande sein. Er befindet sich seit dem Jahre 1440 im Besitze der Familie Klarner. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 18. Dezember.